

DAS ZIEL

I. Jahrgang

KRONSTADT

6. Heft



Fr. Meß — Lithographie

Unsere Kunstausstellungen

Sonntag, den 22. Juni, wurde die Kollektion Ernst Honigberger eröffnet. Wieder war der Andrang groß. Der mit Mühe und Sorgfalt hergerichtete Ausstellungsraum, die geschmackvolle Art der sorgsam gruppierten Bilder fand allgemeine Anerkennung. Der Saal ist nun ein wirklicher Ausstellungsraum, in dem man sich wohl fühlt und gerne drin verweilt. Der erste Ansturm brachte an Bildverkauf über 30,000 Kronen. Dies ist der beste Beweis für den Anklang der Gemälde Ernst Honigbergers.

Die Ausstellung wurde von Hans Benning mit kurzen Begrüßungsworten, die wir hier wiedergeben, eröffnet:

Im Namen der Zielgesellschaft, im Namen unserer Künstler heiße ich die Anwesenden herzlich willkommen.

Der überaus zahlreiche Besuch unserer Ausstellungen ist ein Beweis, daß die Bestrebungen der Zielgesellschaft, Anregung und Lebendigkeit in unsere Kreise zu bringen, voll und ganz gewürdigt wird.

Der Zeitgeist gebietet uns, nach sovieltjähriger Tatenlosigkeit, neues Leben auf dem gefährdeten Kulturacker nach allen Richtungen hin zu fördern, damit der Glaube an edle Arbeit und überzeugten Fortschritt Kräftigung und ungehemmte Entfaltung finde.

Dies Evangelium der Arbeit ist der Grund, weshalb wir uns regen und rühren.

Unsere Kunstausstellungen haben überzeugende Kraft den Bildungsdurst unserer sich herandrängenden Bevölkerung einwandfrei festzustellen.

Die andauernde, begeisterte Anteilnahme an den Werken unserer Künstler ist der beste Ansporn zu neuer Arbeit und neuem Fortschritt, weil sie die Versicherung ausspricht, daß das einsame und schwierige Streben des Künstlers Anerkennung findet.

In diesem Sinne eröffne ich die Ausstellung.

Bis zum 5. Juli bleibt die Kollektion Ernst Honigberger offen. Am 10. beginnt die Ausstellung unseres interessanten Malers Mattis Teutsch. Wir fordern das geehrte Publikum auf auch diesen zwar ungewohnten und schwerverständlichen Kunstwerken mit Liebe und Wohlwollen entgegenzukommen. Mattis Teutsch hat im Ausland (Paris, Berlin und Budapest) so große Erfolge gehabt und aus seiner ganzen Entwicklung spricht eine solche innere Überzeugung, daß man ihn nicht mit ein paar Worten abtun kann. Wir fordern nicht, daß man seine Richtung für gut hält, oder sich begeistert. Es liegt aber an jedem Einzelnen auch hier die Schönheiten und vor allem die ehrliche Arbeit herauszufinden.

Der Wunderbaum der Stille

Ich liege auf meinem öden Bette. Schon weich und wesenlos sind meine Glieder vom leisen Rinnen der Stunden. An den Wänden fließt die Zeit ab wie lautlose Wasser in blaue Grotten.

Nur manchmal wird ein Plätschern laut, als ob ein Tropfen übermütig Bruder und Schwestern verleihe und klingend zu Boden spränge.

Die Schatten sind wie Schemen — groß und allmächtig, stemmen breite Arme in die Stube und spielen Nacht, ehe der Abend noch sank.

Es dämmert kaum, doch die Zauber meines Raumes sind wie finstere Teppiche über hohe Fenster gehängt.

So bannte sich selbst die Nacht zu mir und ringt mit der Zeit einen zähen Kampf. Aber wer will ihre Kräfte auf ungleiche Wagshalen legen?

Nun hängt das Lot still und Zeit und Nacht starren sich an, wie machtlose Kinder, denen die Bosheit den Blick getrübt.

Ich halte aber die Stille wie eine Frucht, die mir zu schön dünkt, um sie anzubeißen. In meiner rechten Hand halt ich sie warm, sorgsam wie ein Kleinod und weiß doch gut, daß es die Frucht des Glückes ist. Ich brauch nur leicht die Finger zu lockern, so liegt sie bloß, ich muß die Schale entfalten, dann quillt der Kern empor.

Doch nein — ich lasse sie zu Boden rollen, aus kraftlos offener Hand zur Erde springen, dann bricht sie auf und der Stille Glück blüht wie ein Wunderbaum an meinem Bette.

Ein Duft wird meine Stirne küssen — nur Duft —

Kein Blättchen wird am Stengel zittern — nur Duft —

Die Blüten sind ganz starr in ihrer Schöne —

Ich sehe das Wesenlose ihres stillen Blühens —

Ich fühl das Starre ihres ewigen Gleichstands —

als wenn im Mai ein Baum in weißen Farben stünde, in allen Pulsen bebend vor Werden und Glück und plötzlich brachen alle Lebensquellen. Und nun im Sommer, Herbst und Winter, da stünd der Baum in weißen Farben, unfähig zum Fruchtttragen, unfähig zum Sterben und alle Menschen starren in die kalte Pracht — doch machtlos es zu fassen ist ihr Sinn, denn auch im weißen Kleide schläft das Grauen.

So ist der Baum, der aus der Frucht der Stille wüchse —

Ich fühl es wahr —

Noch halte ich die Finger gleich sorgsam um mein Kleinod geschlossen —

Noch kann ich nicht der Stille Wonnen fühlen —

Ich bebe vor der Kälte ihrer Blüten — da springt ein Tröpfchen Zeit zu meinen Füßen, die Schatten sind noch breiter in den Raum getreten.

Dunkel gattet sich die Nacht mit meinen Träumen — da höre ich ihrer Schritte leises Wehen —

Und langsam, unbewußt in meines Seins Erwachen, geb ich die Frucht ins Schwarz des tiefen Abends —

Das birgt sie schweigend und entschläft — Und in der lauten Nacht fand ich mein lautes Glück —

Noch unreif bin ich für die toten Blüten.

□□ Rich. Rich.

Drei Reiterlieder

Von Otto Folberth

Morgensang

Du schläfst und träumst noch von der Sommernacht . . .

Ich hab mein Pferd schon losgebunden
Und reite, wo der Morgen lacht
Und jag', bis ich im Wald verschwunden,
Ich fliege durch die Sommerpracht,
O morgenreine, heilig' hohe Stunden!
Du schläfst und träumst . . .

Reiters Rosen

Ich hab' sie im Süden verloren,
Die du mir gabst auf den Hut,
Die du für mich auserkoren
Von allen Rosen so rot.

Ich hab' sie dem Sturme gelassen,
Der streut sie weit übers Land
Die rotgewesenen, blassen,
Dein allerletztes Pfand.

Und will ich schmücken mein Kößlein
Und meine blizende Braut,
So pflück ich mir Heideröslein,
Sie wachsen vom Nachthauch betaut.
Ich breche mir wilde Rosen,
Die sind wie erblüht aus Blut,
Mein Schwert sollen diese nur kosen:
Wenn ich reite in wilden Tod.

Herbstritt

Mein Rapp', nun greife wacker aus,
Wir werden wieder stürmisch reiten.
Ich werde dich landein, landaus
Durch Wälder und durch Steppen leiten.

Denn so ein Herbstgoldtag wie heut',
Der rötlich auf den Heiden glüht,
Auf Büche Loderflammen streut,
Mich Mit-versengten mit-erglüht.

Mein Rapp', nur schäume zu und zu,
Es hilft nichts, ich muß heute fliegen
Durch Stadt und Stein, durch Wälderruh,
Mich in Unendlichkeiten wiegen.

Holla! — da — halte, halte doch!
Ein Garn will uns zu Falle bringen . . .
Ach! Herbstgoldfäden! — Welche Schmach!
Die können solchen Reiter zwingen?

Jawohl!

□□

Mattis Teutsch

Stefan Hevesy (Vorbesprechung)

Mattis Teutsch's Kunst ist eine völlig subjektive Kunst. Sie gibt keine Form- und Raumerlebnisse, sie gibt keine Objektive, nicht die relativen oder absoluten Wahrheiten der Natur. Sie untersucht nicht die Farbe der Außenwelt Dinge, ihre Form, ihre dreidimensionalen Realitäten. Nicht einmal die verschwommensten Impressionen strahlt sie vor unser Auge. Was er macht, ist reinste Lyrik, reinste Empfindungssuggestion. Weil bei Mattis Teutsch das Empfinden wichtig ist und nicht die Vision. Die Vision mit ihren naturalistischen Formen kann nur ein Mittel für den Ausdruck seiner Empfindungen sein. So sind die von den Dingen genommenen Formen nur Mittel, und gerade geht er mit ihnen sehr willkürlich um, entblößt sie jedweden naturalistischen Charakters: aus den realen Formen der Natur schafft er künstlerische Formen, die nun nicht mehr Symbole der Dinge sind, sondern Ausdrücke der Empfindungen.

Mattis Teutsch's Kunst ist weggerissen von der Natur, von der Materie und wird rein geistig, damit sie seine Seele zum Ausdruck bringe. Die Seele, die Bewegungen der Seele, ihre Regungen, all die vielen und verschiedenen Wellungen, welche in ihr in den Spuren der Impression zu fluten beginnen. In Worten wäre es sehr schwer, zu erklären, welches die Empfindungen sind, die den Inhalt der Bilder bilden. Wenn wir sie mit solchen primitiv-allgemeinen Begriffen bezeichnen wollen wie: Trauer, Freude, Erregung, Ruhe u. s. w. würden wir nicht weit kommen, denn gerade das könnten wir mit Worten nicht ausdrücken, was in jenen Empfindungen originell und eigenartig ist. Denn diese Empfindungsmalerei ist nicht irgend ein naives Allegorifizieren, sondern der unmittelbare Ausdruck innerer Seelenregung mit absoluten malerischen Mitteln. Sie ist mit der Musik in naher Verwandtschaft, inhaltlich und auch formal. Nur daß Mattis nicht mit Tönen musiziert sondern mit Farben und Strichen.

Wenn wir seine Bilder begrifflich nicht erklären können, können wir doch seine Gefühlswelt bezeichnen, in der er seine künstlerische Persönlichkeit am besten zum Ausdruck bringt. Wir finden bei ihm beide Gefühlspole: die mit Handlung erfüllte Dramatik und seine passive Selbsthingabe. Zweifellos ist die letztere Passivität dasjenige, was in Mattis Teutsch's Charakter dominiert. Der Sehnsucht ganze Skala finden wir in seinen Werken, oft so weich, daß es schon femininer Sentimentalismus ist, aber oft mit gewaltigen Eruptionen. Seine Kunst wird von gährender Sehnsucht und spannenden

Instinkten inspiriert, seine Malerei ist die reinste erotische Malerei.

Aus all diesem ergibt sich von selbst, auf welchen Standpunkt sich der Beobachter der Mattisbilder stellen muß.

Man muß versuchen mit ein wenig Kraftanspannung sich unmittelbar hineinzuleben, hineinzufühlen in das Bild, gerade so, als wollte man ein Musikwerk ergründen. Man darf nicht die Bedeutung der Motive suchen, was dies und das darstellt, denn diese Bilder haben ebenso wenig die Darstellung der Außenwelt zum Ziele, als z. B. sagen wir — die Mondscheinsonate.

Man könnte dawidersetzen: in diese Bilder kann jeder hineinfühlen, was er gerade will. Gut, aber bedenken wir, daß man in dieser Weise jede Musik erschlagen könnte, von Bach bis Debussy. Ein anderer Irrtum wäre Mattis gegenüber oberflächlich zu sagen, er wäre ein Dekorationsmaler, sonst nichts. Er ist aber mit der Dekoration nur in äußerlicher Verwandtschaft, bloß von dem Standpunkt des Nichtmitierens. Die Dekoration begnügt sich mit dem angenehmen Einwirken der Farbenharmonie und Strichrhythmen. Mattis — das sahen wir — gibt viel mehr und tieferes.

Mattis Teutsch's künstlerische Entwicklung bestand darin, daß er das Übermitteln der Erscheinungen und naturalistischen Objekte Grad für Grad ausschaltete, von der Realität der Erscheinungen zu der Realität der Empfindungen gelangte.

Bei seiner vorjährigen Ausstellung dominierten noch überwiegend naturalistische Formen und Eindrücke, Erscheinung und Gefühl machten sich noch gegenseitig Kompromisse. Aber der Weg seiner Entwicklung als abstrakter Ausdruck war schon zweifellos und entschieden. Die jetzige Ausstellung zeigt seine Arbeiten in reinsten, abstrakten Konsequenzen. Die Übergangsform vertreten nur eine kleinere Anzahl Ölgemälde.

Die Empfindungsbilder erhalten wir in dreierlei Ton Sprachen: Linoleumschnitt, Aquarell und Ölbild. Die Linoleumschnitte sind Mattis's bezeichnendste Werke. Völlig geschlossen, vollendet und einheitlich, kein überflüssiger Fleck oder Strich ist da. Aquarell und Ölbild sind reicher und von vollständigerer Wirkung. Wenn der Linoleumschnitt das Klavier ist, dann ist das Aquarell und das Ölgemälde das Orchester.

Zwei chinesische Gedichte

Von Li-Tai-Po

Die Lotosblumen

Im Mondlicht glitzern tausend kleine
Wellen,
Das helle Grün des Wassers ist wie Silber,

Man meint, es seien ungezählte Fische,
Die auf dem Strom hinab zum Meere
ziehn.

Ich gleite einsam in dem leichten Nachen,
Nur hin und wieder reg ich meine Ruder,
Die Nacht und ihre Einsamkeit erfüllen
Mein Herz, mein junges Herz mit
Traurigkeit.

Ich seh im Mondlicht tausend Lotos-
blumen,
Mit Riesenblüten, die wie Perlen gleißen,
Ich kose sie mit meinen Bambusrudern,
Sie rauschen auf, als sprächen sie vom
Glück.

Sie neigen sich und winken, liebestrunken,
Sie flüstern Trost in meine arme Seele,
Ich blicke ganz beseligt auf sie nieder,
Und meine Schwermut, die mich so be-
drückte,

Sinkt wie ein dunkler Schatten von
mir ab.

In der Fremde

In fremdem Lande lag ich. Weißen Glanz
Malte der Mond vor meine Lagerstätte.
Ich hob das Haupt, — ich meinte erst,
es sei

Der Reif der Frühe, was ich schimmernd
sah,

Dann aber fühlte ich: Der Mond, der
Mond . . .

Und neigte das Gesicht zur Erde hin,
Und meine Heimat winkte mir von fern.



Leo Greiner

Wer kennt Leo Greiner? Ich glaube viele werden die Augen niederschlagen, wenn ich ihnen den Dichter vorstelle, der ein Zögling unserer Honteruschule ist, der hier aufgewachsen, der hier seine ersten poetischen Eindrücke empfangen und hier den Grundstein zu dem legte, was er jetzt für die deutsche Dichtung bedeutet.

Schon auf der Schule fiel er durch seine schauspielerische und dichterische Begabung auf. Dann hörte man wenig von ihm, bis er in München den Dichterkreis der „Elf Scharfrichter“ gründete. In der poetischen Harnstadt nimmt sein Schaffen freie Entfaltung. Bald ruft ihn das „Deutsche Theater“ zum Dramaturgen nach Berlin. Hier rückt er nun langsam in die vorderste Reihe der neudeutschen Schriftsteller.

Als Lyriker, Dramatiker, Novellist hat er ungeteilte Erfolge. Reinhardt führt seine Dramen „Liebeskönig“, „Bystrata“ und „Herzog Bocaneras Ende“ zum Triumph. Überall erregen sie Aufsehn und Anerkennung. Seine „Altdeutschen Novellen“ nennt Hermann Hesse „eines der

Ach, wenn ich doch ein Täublein wär!

(Aus „des Knaben Wunderhorn“) Männerchor.

P. Richter.

Allegro moderato.

mf *f*

1. Da dro - ben auf dem Ber - ge, da steht ein ho - hes
 2. Ach wenn ich nur ein Täublein wär! Wollt fliegen aus und
 3. Ein Haus wollt ich mir bau - en, ein Stock von grü - nem
 4. Und wenn das Haus ge - bau - et wär, be - scheert mir Gott was

II. Stro phe

mf *f*

Haus, da flie - hen al - le Mor - gen, zwei
 ein, wollt flie - gen al - le Mor - gen zu
 Klee, mit Buchsbaum wollt ich's de - cke und
 'nein, ein klei - nes, klei - nes Mäd - lein, das

pp

Turtel - täublein rau - s, da flie - hen al - le
 meinem Täube - lei - n, wollt flie - gen al - le
 ro - ten Näge - lei - n mit *pp* Buchsbaum wollt ich's
 soll mein Täublein sei - n, ein *pp* klei - nes, klei - nes

pp

*(3. Str. bleibt *pp*.)

cres - cendo. *f*

Mor - gen zwei Turtel - täub - lein raus!
 Mor - gen zu mei - nem Täu - be - lein!
 de - cke und ro - ten Nä - ge - lein!
 Mäd - lein, das soll mein Täub - lein sein.

schönsten Bücher der letzten Zeit“ Geradezu entzückend sind seine „chinesischen Novellen.“ Tief, formvollendet, gereift und geläutert ist seine Lyrik; modern im guten Sinne, ohne Phrasen, innerlich schlicht und doch hinreißend wieder und triebkräftig. Ich nenne hier nur seine Gedichtbände: „Das Jahrtausend“ u. „Tagebuch“.

Ich kann meiner Verwunderung nicht genug Ausdruck geben, daß ein Dichter, wie Leo Greiner in seiner Heimatstadt fast gar nicht bekannt ist, während er in der Welt draußen zu den „Auserkorenen“ gezählt wird. Ein Dichter, wie wir Sachsen in 8 Jahrhunderten nicht gehabt, nimmt seinen Lauf von hier aus und kaum einige bringen ihm Liebe und Bewunderung entgegen.

Ich wies, nur kurz auf Leo Greiner hin. Eine Reihe seiner Dichtungen stehn uns zur Verfügung. Wir werden fortlaufend aus seinen Werken veröffentlichen und hoffen für ihn Freunde und Bewunderer zu entflammen. E. S.

Im Spiegel

Autographische Skizze

Ich bin am 1. April 1876 in Brünn geboren. Mein Vater starb wenige Monate nach meiner Geburt, ich kenne ihn daher nur aus wenigen Bildern und Geschichten: er scheint ein brutaler, leidenschaftlicher und verschlossener Mann gewesen zu sein. Meine Mutter, die vor einigen Jahren an einem Nervenleiden gestorben ist, sah sich damals genötigt, unser Haus zu verkaufen, um die in Unordnung hinterlassenen Verhältnisse zu regeln, so gut es eben anging: ich erschien also zu einer Zeit, in der meine Familie aus stehenden bürgerlichen Verhältnissen unversehens herausgerissen und darauf angewiesen wurde, sich auf eigene Faust irgendwie mit der Welt zurechtzufinden. So kam es, daß meine Schwester, die eine schöne Gesangsstimme besaß, für das Theater ausgebildet wurde. Seit meinem sechsten Jahre wurde ich auf die Reisen, die durch die wechselnden Engagements meiner Schwester bedingt waren, mitgenommen, zuweilen auch als Kostgänger bei fremden Leuten einquartiert, und erst, als die frühe Kindheit unter mannigfachen Ruhelosigkeiten verbracht war, machte uns der Zufall zu Kronstadt im Südosten des siebenbürgischen Berglandes wieder festhaft.

Von dem kleinen sächsischen Volke, unter dem ich aufwuchs, zuerst als viel-erfahrenere, zehnjähriger Fremdling von meinen Altersgenossen nur mit Scheu betrachtet, dann unter ihnen bald heimisch, aber dennoch immer wieder fortgedrängt, sind mancherlei entscheidende Einflüsse für mein Leben ausgegangen. Die dunkle, fast mystische Natur des Landes, die mit

dem nüchternen, harten und stolzen Wirklichkeitsinn seiner deutschen Bewohner in einem mir heute noch nicht völlig lösbaren, mich heute noch erschütternden, irritierenden Gegensatz steht, wirkte kräftig nach, und als ich im Jahre 1895 nach München ging, um ziellos, wie ich war, nur um des äußern Vorwandes willen Literaturgeschichte und Ästhetik zu studieren, änderte sich für mich innerlich nicht viel. In einer Art Traunzustand, in dem mir gar nie zum Bewußtsein kam, daß ich in einem Kreise scharf geschnittener, Stellung fordernder Realitäten lebte, blieb ich bis an das frühe Mannesalter an meine Heimat gefesselt, ohne die Veränderungen um mich her in einem tieferen Sinne wahr zu werden. Erst viel später, als ich mich mit dem Drama zu beschäftigen und dieses auf seinem Wege von außen nach innen die Wirklichkeit mit einem Male in ungeheuren Dramen an mich heranzutragen begann, fing auch ich an, zuerst lediglich unter dem Einfluß der gelesenen Frauenliteratur, zu einem bewußten Verhältnis zur Umwelt zu erwachen, dann aber, als ich mir den neuen Lebensinn amalgamiert und zu meinem Eigentum gemacht hatte, ihn mit einer alle Grenzen überschwemmenden Leidenschaftlichkeit zu erproben, so lange, bis ich einsah, daß ich vor lauter Objektivitätsstreben am Ende noch subjektiver, eingemauert in mein Bewußtsein, dastehn würde. Langsam ließ ich die brausenden Wasser, die mir alles Land zu bedecken drohten, wieder ab- und zurückrinnen. Eine Beruhigung trat ein, die freilich noch kein Ausgleich war. Denn wie etwa eine Stadt nach einem schweren Elementarereignis auf Mittel sinnt, sich für alle Zukunft zu schützen, so war und ist nun meine nächste Aufgabe die des Ingenieurs, wenn er Dämme baut; oder des Kolonistators, wenn er alle Erde, die ihm zur Verfügung steht, in fruchttragendes Land verwandelt.

Dies möge genügen. Der Dichter, der, wenn er nicht eben nur die wertlosen äußeren Tatsachen aufzählen will, von seinem Leben redet, wird nur zu leicht in ein schiefes und verändertes Verhältnis zu seinen Lesern geraten. Denn bemüht, aus seinem Leben die Elemente herauszugiehen, die in seiner Kunst wirksam geworden, wird er, wie er in dieser die Wahrheit zur Dichtung macht, auch dort nur die symbolischen Bezüge sehen, und so den Wert seines Lebens vielleicht über das Tatsächliche erheben. Wer schätzte den Stoff nicht, der allein ihm für seine Dichtung gegeben ist! Darum mögen auch schon die kurzen Worte, die ich hier gesagt habe, vielleicht paradigmatischer klingen, als es die ihnen zugrunde liegende Wirklichkeit gewesen ist.

Charlottenburg.

Leo Greiner.

Zwei Gedichte

Von Leo Greiner

Leben

Und immer fremder sind mir Tag und Räume . . .

Was weht um mich? Man sagt: ein Menschenwort.

Was rauscht um mich? Man sagt: die alten Bäume,

die rauschen noch aus deiner Kindheit fort. Und Gärten stehn im abendlichen Land, ihr Schatten grüßt mich kühl und altbekannt.

Ich aber wandre dunkel fort, im Innern ein uraltes Schattenbild, das leise weint.

Die nenn' ich Mutter, diesen nenn' ich Freund

und lächle tief und kann mich nicht erinnern.

Abschied

Wir saßen am See. Die schwarzen Tannen waren aufgewacht

Die Wellen kamen, die Wellen rannen die ganze Nacht.

Ich sprach: Wir stehn auf der tönernen Schwelle,

wo du vergißt, was du gekannt.

Morgenhelle . . .

Und eine Welle

verrollte im Sand.

Die Sintflut

Nach einer chinesischen Sage von Leo Greiner.

In uralter Zeit gab es einmal ein Brüderlein und ein Schwesterlein, nicht älter als sechs, sieben Jahre, die miteinander in die Landschule gingen. Dabei mußten sie an einem alten Tempel vorbei, wo sie eines Tages einen greisen Priester fanden, der vor dem Tempel saß. Er hatte einen verschwollenen Kopf und schwielige Füße und schien an einer schweren Krankheit zu leiden. „Ich habe schon drei Tage lang nichts gegessen,“ sagte er den Kindern, „bin krank und hungrig und dem Tode nah. Sättigt mich!“ Als die Kinder das sahen, erbarmten sie sich seiner und gaben ihm alles, was sie Eßbares mitgebracht. Am andern Tage trafen sie den Priester wieder und abermals geschah es, wie am Tage zuvor, und also einige Male hintereinander, ohne daß selbst auch nur die Mienen ihres Gesichts die Gabe verweigert hätten. Einige Tage später fanden sie den Priester sitzend wie zuvor, aber seine Augen waren geschlossen, sein Kopf gebeugt und seine Lippen stumm. Er sprach kein Wort. „Seid ihr nicht hungrig, Priester?“ fragten ihn die Kinder. Der Priester öffnete ein wenig die Lider, blinzelte nach ihnen

hinauf und sagte: „Ich habe nicht gegessen, was auf dem Feuer bereitet wird, mehr denn zehn Jahre lang. Was Ihr mir zu essen gegeben habt, liegt noch aufbewahrt in meinem tuchenen Sack. Aber ich empfinde Euer kindlich barmherziges Mitleid und will Euch aus der Not erretten.“ Da erwiderten die beiden Kleinen: „Die Welt ist ruhig und friedlich. Wo gäbe es Not?“ Er entgegnete: „Ich habe den Himmel betrachtet, nicht viele Tage werden vergehen, so wird die Welt sich in ein Wasserreich verwandeln. Bereitet ein Schifflein und nehmt Speise und Brennzeug für neunundvierzig Tage mit hinein! So könnt ihr dem Unheil entgehen.“ „Und an welchem Tage wird dies geschehen?“ fragten die Kinder. „Ihr seht den steinernen Löwen,“ sprach der Priester, „der vor dem Tempel steht. Wenn aus seinem Haupte Blut rinnt, so besteigt schnell Euer Schifflein, doch darf es nicht früher oder später geschehen.“ Die Kleinen empfingen sein Geheiß, nahmen knieend Abschied von dem Priester und wollten gehen. „Denkt daran!“ wiederholte er nochmals, „denkt daran!“

Als sie nach Hause kamen, bereiteten sie das Schifflein, die Speisen und alles, wie es ihnen der Priester empfohlen. Jedesmal, wenn sie nun an dem alten Tempel vorüberkamen, kletterten sie hinauf und sahen nach dem Löwenkopf. Die Landleute, die vorbeigingen, wunderten sich darüber und fragten sie nach dem Grund. Da erzählten die Kinder die ganze Geschichte. Es befand sich aber ein Witzbold unter den Landleuten, der hörte die Sache. Zur Zeit, als die Kinder aus der Schule kommen sollten, nahm er etwas Paprikabrei und bestrich damit den Löwenkopf, um sie zu betrügen. Als Brüderlein und Schwesterlein kamen, kletterten sie hinauf und sahen, daß es von dem Löwenkopf wie Blut so rot heruntertroff. Da eilten sie feuerschnell zurück, packten die Speisen zusammen und bestiegen das Schiff. Gleich darauf veränderte sich der Himmel und der Regen goß wie aus Fäßern. Im Nu stand das Wasser einige Djang hoch und das Geschrei von Menschen und Tieren erschallte schauernd, daß man es nicht ertragen konnte. Gebirge, Wälder, Städte und Dörfer ertranken, nur das Schifflein der beiden Kinder stieg mit dem Wasser, so daß es außer Gefahr blieb.

Als neunundvierzig Tage vorüber waren, ging die Flut zurück und das Schifflein blieb auf dem trockenen Lande sitzen. Sie suchten und sammelten nun ein, was irgend übrig geblieben, um davon ihr Leben zu fristen. Hunger, Durst, Kälte und Krankheit, nichts Bitteres blieb ihnen erspart.

Zehn Jahre waren vergangen und Brüderlein und Schwesterlein herange-

wachsen. Da sagte der Bruder zu der Schwester: „Kein Mensch lebt mehr auf der Welt, nur ich und du. Wenn wir sterben, stirbt die Welt. Dies kann nicht nach dem Herzen und dem Zwecke Himmels und der Erde sein. Wenn wir Mann und Frau würden, möchte die Welt aufs neue erstehen. Nichts könnte wohlthätiger sein.“ Aber die Schwester bekümmerte dies um der Blutsverwandtschaft willen. Als einige Tage vorüber waren, bat sie der Bruder noch heftiger. Doch die Schwester sagte: „Es würde uns verwirren und wir wären einander nicht mehr verwandt. Es wäre denn, daß der Himmel selbst es wolle. Ich darf es dir nicht versprechen. Geh hin, nimm zwei Mühlsteine, bringe sie, wo eine Schlucht abstürzt, und lege die beiden einander gegenüber auf die Ränder der Schlucht. Dann wollen wir sie im gleichen Augenblick hinunterrollen lassen und wenn die Mühlsteine einander unten wieder so begegnen, daß Mitte gegen Mitte paßt, so will ich dein Weib sein.“ So wurde denn der Versuch gemacht: da rollten die Steine zusammen. „Des Himmels Wille ist sichtbar geworden,“ sagte der Bruder, „was kannst Du nun noch dawider reden?“ Da entgegnete die Schwester schweren Herzens: „Dies kann zu leicht geschehen, daß die Steine zusammenrollen. Ob es wirklich des Himmels Wille ist? Nimm Du einen Faden, so will ich eine Nadel nehmen. Von den beiden Rändern der Schlucht werfen wir sie dann zugleich gegen die Mitte. Trifft der Faden in das Ohr, so will ich es als himmlisches Gebot betrachten und nichts mehr dawider reden.“ So versuchten sie es zum zweiten Male: und wieder traf die Nadel das Ohr. Da beteten sie Himmel und Erde an und wurden Mann und Weib. Alle Menschen, die auf der Welt leben, sind ihre Nachkommen.

□

Projekt zu einem Drei- bzw. Vierfamilienwohnhaus

Von Wily. Schmidts, städt. Architekt

Bauten, wie der hier dargestellte, können infolge der hohen Kosten heute schwer ausgeführt werden, aber wohl kann man ähnliche Wohnhäuser zu jetzt schon projektieren lassen, um im gegebenen Augenblick mit voll ausgereiften Plänen an die Ausführung gehen zu können, denn mit Tscharnmann muß ich sagen: „In Behagen und Fröhlichkeit soll das Familienhaus einst bewohnt werden. Dazu muß es auch mit Liebe und mit Freudigkeit durchgearbeitet sein! Man fühlt es einem Hause sehr wohl an, ob es von einem sich hineindenkenden Künstler mit klarem Verstande und tiefem Gemüte ausgearbeitet, oder ob der Plan so nebenbei mit

„zusammengehauen.“ wurde. Deshalb dränge auch der Bauherr nicht unberechtigt, er kann sicher sein, daß ein nicht ausgereifter Plan ihm auf Lebenszeit Argernis, ein ausgereifter aber immer wieder Freude bereitet.“

Nun zum Drängen ist unter den jetzigen Verhältnissen, wo die Ausführungsmöglichkeiten leider doch noch sehr geringe sind, — kein Anlaß. Ich kann nur jedem raten, der sich früher oder später ein Haus bauen will, sich rechtzeitig an einen tüchtigen Architekten zu wenden, damit die Arbeit eben reifen kann.

Ein Freund wollte gerne wissen, was ein Bau von der Art und den Dimensionen des hier dargestellten Projektes heute wohl koste. Da mich die Sache äußerst interessierte, nahm ich mich des Projektes an und kam zu einer Lösung, deren Beurteilung ich ruhig der Öffentlichkeit überlassen kann.

Die Aufgabe war: unter möglichster Verwendung der Umfassungsmauern und Decken eines bestehenden Gebäudes, ein vornehmes Bürgerwohnhaus für drei, eventuell vier Familien zu entwerfen. Das Gebäude ist ein abschüssiger Baugrund mit Vorhof und großem Garten. Der Garten liegt auf der Nordwestseite; daher die Anordnung des Wohn- und Speisenzimmers gegen diesen und die Projektierung eines Balkons, von dem man eine herrliche Aussicht auf Garten und Umgebung genießen kann. Die Schlafzimmer haben Morgensonne und die vorgelagerte Terrasse ergab sich auch aus dem betreffenden Gebäude und würde nicht nur dem Bauwerk zur Zier, sondern auch den Bewohnern zur größten Freude gereichen, hätte man doch auch von dieser Terrasse über die Bäume des Gartens hinweg den herrlichsten Rundblick. Im übrigen verweise ich auf die Grundrisse, Schnitte und Ansichten, die durch die Perspektiven auch dem Verständnis des Laien nähergerückt sind. Ich glaube, es ist mir gelungen eine schlichte, vornehme Lösung zu finden, die ohne unnütze schmückende Zutat sich rein aus dem Grundrisse entwickelt hat. Der gedeckte Gang im Erdgeschoß — an dem nur untergeordnete Räume liegen, die keine intensivere Lichtzufuhr benötigen — verdankt seine Entstehung dem Bedürfnisse nach Erweiterung des vorhandenen Baues im ersten Obergeschoß. Die Freitreppe gegen den Garten würde einen diesem Wohnhaus entsprechenden würdigen Zugang zum Garten ermöglichen und auch eine organische Fieder bilden.

Soweit das Projekt.

Im Anschlusse daran, möchte ich noch einige Richtlinien bekannt geben, die für das Bauen heute maßgebender sind denn je. Die erste Bedingung zu einem guten Bau ist eine einfache sachliche Grundform.

Die Baukunst soll nicht durch architektonische Zutaten und mehr oder weniger reichen ornamentalen Schmuck gesteigerte Wirkung zu erzielen trachten, sondern dieses durch gediegene handwerkliche Durcharbeitung und gute farbige Behandlung erzielen. Alles prozige Hervordrängen ist auch auf bautechnischem Gebiete nicht genug verachtenswert und auf jedes Auge, dem an ehrlicher Arbeit und an Heimkultur etwas gelegen ist, müssen Bauten wie z. B. das Bartholomäer Pfarrhaus direkt verlegend wirken. Noch so schöne Zieraten können eine schlechte Grundform nicht verbessern, während eine gute rein konstruktive Form an sich schon schön ist und keiner schmückenden Zutat bedarf. Wir wollen keine schematische Gleichmacherei, aber wir wollen im Anschluß an die gute alte Bautradition, „Anständigkeit im Ausdruck“, sage ich mit den Verfechtern der Heimatschutzbewegung. Maßhalten in allem ist heute Hauptbedingung, ohne deshalb ein an der richtigen Stelle verwendetes Ornament zu verwerfen. Gerade heute kann man nicht genug vor ungenügend ausgereiften Planungen warnen und die Furcht vor dem Architektenhonorar rächt sich heute bitterer denn je. Und was Alfred Lichtwark schon im Anfang der neunziger Jahre schrieb, sollte auch für uns maßgebend sein: „Es gilt nicht für ein Zeichen von gutem Geschmack, wenn Kleidungsstücke fertig gekauft werden. Aber Häuser fertig zu kaufen oder in Wohnungen zu ziehen, die ohne Rücksicht auf besondere Bedürfnisse für einen allgemeinen niedrigen Durchschnitt des Geschmackes und der Lebenshaltung angelegt und eingerichtet sind, gehört zu den Gewohnheiten, über deren Berechtigung nicht viel nachgedacht wird. Wie würde unsere bürgerliche Baukunst aussehen, wenn die wohlhabende Gesellschaft mit derselben Sorgfalt, Hingebung, Unermüdblichkeit, mit derselben unerbittlichen Kritik, demselben Geschmack, derselben Sachkenntnis beim Bau der Häuser und beim Einrichten der Wohnungen mitarbeitete, wie bei der Anfertigung eines Frackes, eines Abergiebers oder eines Ballkleides.“

Das Architektenhonorar spielt übrigens im Vergleiche zu der meist aufgewendeten Bau Summe und im Hinblick auf die Leistung in Form eines gründlich durchdachten technisch und künstlerisch durchgearbeiteten Entwurfes gar keine Rolle. Am zum Schluß zu kommen, sei nur noch kurz erwähnt: Die Bauerei hat nichts mit grauer Theorie zu tun, sie muß sich mehr denn alles andere den tatsächlichen Verhältnissen anpassen und muß vor allem rechnungstragend den vielfach veränderten wirtschaftlichen und Arbeitsbedingungen sich im Anschluß an die gute Bautradition zu entwickeln trachten.

„Deren Worte“ — wie ich mit Tschannmann enden will — „aufzunehmen, ihren Klängen neue Töne anzufügen, ohne die stille und vornehme Harmonie der alten Bilder zu stören, ist eine der schönsten aber auch eine der schwierigsten Arbeiten des Baukünstlers.“

Es hieße die Tatsachen verleugnen, zu sagen, daß wir solche „Baukünstler“ nicht haben. Aber beschäftigen muß man sie auch! Ein Volk ehrt sich selber am meisten, indem es seine Künstler durch möglichst viele Aufträge ehrt!

□

Die Weltanschauung Friedrich Balthes'

Von Karl Scheimer

Balthes hatte keinerlei Kirchenglauben und überragte trotzdem seine Mitmenschen an Begeisterung und Glaubensstärke. Die Richtung seines Glaubens läßt sich durch die Worte andeuten: Aber Nietzsche und die „moderne Weltanschauung“ hinaus zu einem reinen, ursprünglichen Christentum der Zukunft, das nicht Wort und Andacht, sondern Tat und Leben ist.

Seine Weltanschauung schöpft Balthes nicht aus Büchern, sondern aus dem eigenen Leben und Erleben, sie entspringt, wie jede wahre Weltanschauung, dem Buch des Lebens, der unmittelbaren Anschauung der wirklichen Welt. Der philosophische Ausdruck dafür könnte etwa lauten: Einheit von vollkommenem Realismus und höchstem Idealismus. Reale und ideale Welt, Diesseits und Jenseits, Erde und Himmelreich, Menschheit und Gottheit sind Eins. Was Balthes von Johann Sebastian Bach sagt, gilt auch von seiner eigenen Weltanschauung: Alles Himmlische und Irdische, alles Geistige und Menschliche ist ihm die Erscheinungsform einer weltumspannenden und welt-durchdringenden Gottheit.

Das einzige Buch, zu dem er sich hingezogen fühlt, ist Nietzsche's „Zarathustra“, und auch dieses liest er, wie er ausdrücklich betont, mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstand, er teilt Nietzsche's heiße Sehnsucht nach neuem, zukunfts-frohem Glauben und Leben, wenn er auch die Richtigkeit seiner „wissenschaftlichen“ Welt- und Lebensanschauung bestreitet. So hält er beispielsweise den aus einer einseitig mechanistischen Weltauffassung entsprungenen „Ewigen Wiederkehr-Gedanken“ Nietzsche's für verfehlt und nimmt eine Allbeseelung der Natur im Sinne Goethe's und Fechner's an, so daß seine Lebensanschauung eher christlich als antichristlich anmutet, vorausgesetzt, daß man unter „Christentum“ die reine Lehre Jesu und nicht etwa die kirchlichen Glaubenslehren versteht.

Welches ist nun die Brücke, die

Balthes von Nietzsche's Antichristentum zu seinem Neu-Christentum der Zukunft schlägt?

Mit Nietzsche teilt er zunächst die Verzweiflung an der gegenwärtigen Menschheit und die Hoffnung auf ihre sittliche Wiedergeburt im Übermenschen. Er sieht, wie allenthalben der Mensch seinen eigenen, kleinlichen Wünschen und Begierden, seinem „erbärmlichen Behagen“ nachläuft und darüber die hohen Ziele der Menschheit und Volksgemeinschaft aus den Augen verliert. Er überwindet aber, wie Nietzsche, die große Verachtung, den Ekel und Überdruß am Menschen durch den Ausblick in eine nahe, goldene Zukunft, die nach dem großen Umsturz und Zusammenbruch des bisherigen Menschenseins ein neues Leben auf Erden ermöglicht. Daß die Zeit erfüllt und der Himmel auf Erden da ist für den, der Augen hat, zu sehen; daß das Himmelreich nicht erst in ewig ferner Zukunft verwirklicht wird, wie die Zweifler behaupten, aber auch nicht morgen oder übermorgen plötzlich herbeikommt, wie die frommen Gemeinschaftskristen glauben, sondern eine neue Lebensführung im schönen Heimatland bedeutet, diese Überzeugung läßt ihn immer wieder alle weltmüden Träume und Phantasien verschleichen und mit offenem Blick die Schönheit der Wirklichkeit, der Natur und des Lebens, freudig genießen. Die Hoffnung der Kirche und Gemeinschaftsbewegung auf die Wiederkunft Christi am jüngsten Tage aber verwandelt sich ihm in den Zarathustra-Gedanken des Übermenschen, des einsamen Schaffenden, dessen kraftvolle Lichtgestalt am Großen Mittag vom Gipfel des Hochgebirges herniedersteigt, um die Menschheit zu erlösen; der sieghaft, ein Blitz aus dunkler Wetterwolke, das Licht der Zukunft zündet; den es Seligkeit dünkt, seine Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz; des großen Namenlosen, dem zukünftige Gefänge erst Namen finden. In ihm, dem vollkommenen Menschen, ist Gott aufs neue sichtbar verkörpert, ein König aller Könige, ein Herrscher aller Völker, wie er zum erstenmal in Jesus von Nazareth als Mensch auf Erden erschien, um den Grund zu seinem ewigen Völker-Reich zu legen.

Wenn Friedrich Balthes an schönen Tagen über die Berge wanderte und sein Heimatland im goldenen Sonnenschein liegen sah; wenn er von der steilen Höhe des Turmes mit dem Auge des Bau-meisters über die Dächer seiner Vaterstadt schaute; wenn er den Blick in die Zukunft wandte und in glühenden Farben seine Zukunfts-Stadt und das neue Leben darin sich ausmalte, wenn er die Höhe

seiner Erkenntnis und die Reinheit seines Strebens mit dem kurzfristigen Treiben der Welt verglich; wenn er trotz aller frohen Geselligkeit sich einsam und unverstanden fühlte und seinen Abstand von allen Zeitgenossen immer größer sah, da erkannte er wohl seinen Führerberuf, da fühlte er den Mut und die Kraft in sich, der Menschheit neue Wege zu weisen und Friedrich Nietzsche's Seherworte auf sein eigenes Leben und Streben zu beziehen.

Den herrschenden Gedanken seines Lebens aber, Zarathustra's „Schenkende Tugend“, die er als Grundlage des Übermenschentums bezeichnete, hat er einmal in folgende Worte gefaßt: „Nur der kann glücklich sein, der nichts für sich selber verlangt und alles für andere Menschen oder für seine Arbeit tun kann: Wer sich selber verliert, der gewinnt dafür sein Leben.“

□

Traum

Es war mir doch, als hätten deine Lippen
Verstohlen meinen Mund gesucht — zur
Nacht.

Ich tastete nach dir und fand ein Traum-
bild weichen,
Von dem ich selig lächelnd aufgewacht.

Nur deine Seele hat vielleicht zur Stunde
Im Traum befangen ihren Weg zu mir
gefunden

Und war: wie in dem Hauche wärmen
Lebens,

Mit mir im Kuß der Liebe inniglich ver-
bunden.

E. S.

□

Der Alltag

Wenn ich sinne und träume und so
mein Leben mit all seiner innersten, heißen
Sehnsucht vor mir steht, vermeine ich,
seltsam genug — ein Lachen hinter mir
zu hören.

Der Alltag lacht über mich — alle
jene Menschen, die den heutigen Tag wie
jeden andern begrüßen.

So wie man etwa lästige Besucher
empfängt, von denen man weiß, daß sie
nicht ausbleiben werden und ach —
immer viel zu lange verweilen. —

Ja — der Tag, der Alltag kommt
mit staubigen Füßen zu Euch, sagt gleich-
förmig seinen Gruß und bringt nie —
nie ein Geschenk mit, vielleicht weil er
nie froh empfangen wird?

Und weil Ihr Menschen wißt, daß
Ihr nie meine Wunden heilen könnt,
rächt ihr Euch an mir, mit Eurem hohn-
vollen Lachen.

E. S.

□

Hausmusik

Mit wahren Grauen sieht der gebil-
dete Musikfreund das ständig sich ver-
rohende Musikausüben der Masse. Wenn
ich in einem Hause bin, brauche ich nicht
lange Gespräche zu führen, um den Geist
der Bewohner kennen zu lernen, ich sehe
mir seine Bibliothek und seine Noten an
und kann nach diesen ziemlich sicher
tagieren. Ich habe die böse Erfahrung
gemacht, daß man leider gar zu oft
„Dolarprinzessin“, „Lustige Witwe“, „Csár-
dásfürstin“ oben auf am Notenschrank
trönen sieht. Ein Musikfreund, der solchen
Schund bei sich duldet, ist schon gekenn-
zeichnet. Er mag den guten Willen haben,
aber jedwedes innige Musikverständnis
geht ihm ab. Ich rede jetzt von den guten
Dilettanten, die sich Mühe geben und
Verständnis entwickeln und sehe ganz ab
von der verrohten Masse der Operetten-
freunde, die, bei küsternen Operetten-
schlagern die Kassen stürmen. Ich rede
zu denen, die guten Willen, gutes Em-
pfinden besitzen, denen aber die Anleitung
eines ernstern Lehrers fehlt.

Musik soll neben der Größe und
Tiefe auch Erheiterung und Erholung
sein. Man muß nicht immer in höchsten
Regionen schwärmen, man kann auch
fröhlich und heiter sein. Dazu braucht
man nicht den Operettentand, sondern
findet bei unsern größten Meistern einen
unerschöpflichen Vorn übermütigster, hei-
terster Laune. Dabei sind diese köstlichen
Erzeugnisse herzlichsten Humors meist auch
technisch nicht schwieriger als das Operetten-
gewinsel. Nehmt die bezaubernden Me-
nuets von Mozart und Haydn, nehmt
Schuberts Ländler, oder Brahms „Liebes-
liederwalzer“ zur Hand, vertieft euch in
Schumanns Kinderstücke, Beethovens
deutsche Tänze u. s. w. und ihr werdet
sehn, daß der schüchterne und tiefe
deutsche Geist auch fröhlich rumoren kann
und voll ist rührendster Freude.

Der Geiger nehme Schuberts und
Dvoraks Sonatinen, Mozarts Sonaten
und die gerade in letzter Zeit neuheraus-
gegebenen Kleinodien alter Violinliteratur;
der Sänger hat das Volkslied, die ent-
zückenden Lautenlieder Sammlungen und
viel Köstliches im Kunstlied.

Nein, es braucht durchaus nicht
immer „ernste“ Musik gemacht zu werden.
Ein wahres Vergnügen ist auch eine
ernste Sache. Und wie wir eben flüchtig
andeuteten, haben die allernatürlichsten
und glücklichsten Empfindungen der Le-
benslust und Lebensfreude manchen andern
und edleren Ausdruck gefunden, als in
den Köchinverliebtheiten der „Lustigen
Witwe“ und den schamlosen Weisen der
„Csárdásfürstin“.

Hält sich die Hausmusik gleich fern
von einer heuchlerischen Ernstmeierei wo-

mit die Leute einander in der Gesellschaft
ihre Noblesse vorproben, wie auch von
jenem Amüsament, dessen Quickborn das
Tingeltangel bildet, so kann sie ein gutes
Stück zur Hebung des vielfach verlogenen
und verderbten musikalischen Geschmacks
der Gegenwart beitragen.

E. S.

□

Der sterbende Winzer

(Nach einer wahren Begebenheit in Hezeldorf)
Vom Turm der Kirche schlug die Mittag-
stunde.

Des Herbstes Milde wohligh lag
auf Feldern und auf Gärten in der Runde,
krystallklar war und still der Tag.

Es kamen heim vom Bergeshang die
Leute
und brachten Trauben mit als süße Beute.

Der alte Winzer blickt vom Krankenbette
hinaus in diese bunte Pracht.

Es hat ihm der Erinnerung lange Kette
zurück des Lebens Traum gebracht.

Viel' Müh' und Plage hat es oft gegeben,
schwer war der Kampf um seine lieben
Reben.

Doch endlich kam der große Tag der
Freude,

Neu angelegt das Weinland war
und nach der bitteren Zeit, nach langem
Leide

die Hoffnung neue Lust gebar.
Welschrieslings Feuer mit dem Duft der
Rose

verbürgt dem Winzer schönre Zukunftslose.

Und immer voller ward im Herbst der
Keller.

Da lagen sie in langen Reihen:
Kuländer, Schmieger und der Muskateller
und reiften aus zu edlem Wein.
Die Perle aber all' der letzten Lesen
war doch der „Ast“, der Mädchenwein,
gewesen.

So geht des Alten Träumen in die
Weite! —

Da tritt herein sein Lieblingssohn,
der Misch und setzt sich an des Bettes
Seite.

„Gehs, Vater heut' nicht besser schon?“ —
Mit Mühe faßt der Greis des Sohnes
Hände:

„Es geht mit mir, mein Sohn, noch heut'
zu Ende.“

„Du warst ein gutes Kind, dir will ich
sagen,

daß es gescheh' nach meinem Wort,
wenn gute Nachbarn mich zur Höhe tragen
hinauf zum letzten Ruheort.“

Vom Greise wird zum Abschied von dem
Leben
bis in das Kleinste alles angegeben.

„Noch Eins, mein Sohn, den Nachbars-
leuten
gib nach der Leiche Schmiegerwein,
den treuen Freunden, die von einem
scheiden
muß guter Wein geboten sein.
Mir aber füll' mein Rännchen jetzt von
drüben,
ich habe selbst aufs Faß noch „Aß“ ge-
schrieben.“

Bald ist der Krug, voll dieses Weins
zur Stelle,
der in der Kirchburg Kellergruft
seit Jahren lag, goldgleichend in den
Wellen
des Lichts. Die Stuben füllt sein Duft.
„Mag' er dir wohl bekommen, doch ich
gehe
nun fort, damit ich nach der Wirtschaft
sehe!“

Es kehrt der Sohn zurück zur Dämmer-
stunde.
„Wie schön die Sonne unterging!“
Doch keine Antwort aus des Vaters
Munde,
nur tiefe Stille ihn umfing. —
„Schläfst, Vater, du?“ — Das Rännchen
ist geleeret. —
Des Toten Antlitz lächelt, mild verkläret. —
Nr.

Lord Goring

Eine Verteidigung von Fritz Baltzes.

„Es gibt Menschen, die zu einfach
sind, um verstanden zu werden.“ —
Einfach — das heißt doch wohl einheitlich.
Es gibt Menschen, die zu einheitlich sind,
die zu klare und zu ferne Ziele haben,
um verstanden zu werden.

Das sind die „Weitblickigen.“ Denn
es gibt auch Kurzsichtige. Nein, das ist
nicht richtig gesagt, — es gibt „auch“
Weitblickige. Und dann wenige, ganz
wenige Weitblickende, die mit der
Fähigkeit, weit zu sehen, auch die Fähig-
keit verbinden, das Gesehene klar zu
erfassen und zu gestalten, und zu handeln.

Es ist nur eine Vorbedingung zum
klaren Handeln, und doch ein Erstgeburts-
recht für sich, einen weiten, freien Blick
zu haben, nicht stecken zu bleiben in
den Geschäften, den Zerstreungen, den
Aufregungen des Tages, nicht einen
Menschen zu groß und den andern zu
klein zu sehen. Wer darüber hinaus
noch die Fähigkeit hat, zu handeln und
zu gestalten, der ist ein großer Mann
der Tat, ein Künstler.

Ein großer Mann der Tat oder ein
Künstler bist du nicht, Lord Goring.
Vielleicht kennst du die große Not des
Künstlers nicht, den Drang, sagen zu
müssen, was du besser weißt als andere

Menschen. Oder er schläft in dir, dieser
Drang. — Denn du bist aufgewachsen
unter lauter Kurzsichtigen, die in ihrer
Kurzsichtigkeit doch munter weiterleben.
Dir schenkte die Natur den weiten Blick.
Und du wuchsest auf und freute dich
seiner, und du dachtest, die andern
müßten ihn auch haben. Aber sie sind
alle, alle kurzsichtig — und sie leben
doch, sie sind doch auch Menschen. Sie
leben, und ihre Ahnen haben gelebt, und
deine Ahnen — wie viele waren es? —
haben auch gelebt, und der eine lebte
um Privilegien, die er auf Kosten seiner
Untertanen sich aneignete, und der andere
der Frauen wegen, und der dritte für
das Spiel, — du hast ihnen oft genug
in die Augen gesehn in der düstern
Ahnengalerie. Klug waren sie und dumm,
oberflächlich und gründlich, — aber alle,
alle kurzsichtig. Und sie alle haben
gelebt und wurden groß und starben
und man rühmte sie noch im Tod. —
Da wurde dir die Klarheit, die dem
Propheten als ein Schuldbrief Gott und
dem Menschen gegenüber erscheint, zum
Zeitvertreib, zum Spiel deiner Launen.

Ein Mann von Hochadel — und
Genie. Durch die Geburt bestimmt, in
der Komödie der Vorurteile eine Rolle
zu spielen, und von Natur so vorurteils-
frei. — Widerspruch, Widerspruch, überall.
Aber er ist ja durch sein Wesen ein
Widerspruch gegen alles, und er kennt
ja so unendlich viele Menschen, die kein
Widerspruch ja wieder ändern wird. —
So ist ihm alles nur ein Spiel. Und
von Natur ein Genie wird er durch
seine Geburt ein Mensch, dem ohne
Bitterkeit die blasierte Wahrheit Salomos
aufgeht: „Alles Irdische ist eitel.“ —
Das heiße Feuer in seiner Seele dämpft
die kalte Nichtigkeit seiner Umgebung. —

Ein Prophet, ein Künstler ist er nicht
geworden. — Wie er nun sein äußeres
Leben ausfüllt, das erscheint ihm gleich-
gültig. Das äußere Tun und Lassen,
Reichtum oder Armut, kann am Wesen
des Menschen nichts ändern. Vielleicht
hat er darüber niemals nachgedacht. Er
genießt seinen Reichtum als etwas Selbst-
verständliches. — Und die Menschen, —
er weiß, daß sie alle, die Schlechten wie
die Guten und die große Menge der
Gedankenlosen, Masken tragen, und er
liebt nur eines, wo er es findet: Auf-
richtigkeit.

Und er ist aufrichtig — beleidigend
aufrichtig der Dummheit gegenüber.
Manchmal sagt er ihr auch Paradoxa.
Aber die Kurzsichtigen, die seine Höhe
nicht klar erkennen, halten auch seine
ungeschminkten Wahrheiten für Paradoxa.
— Die Gesellschaft muß aber schnell
klassifizieren, schneller, als sie denkt. So
wird er in ihren Augen der leichtlebige,
herzlose, extravagante Lebemann.

Es gibt eben Menschen, die zu einfach
sind, um verstanden zu werden.

So hat ihn die Gesellschaft mißver-
standen. Aber ich habe vergessen zu
sagen, wer er ist, dieser Lord Goring.
Der Träger eines Schauspiels, „Der
ideale Gatte“ von Oskar Wilde. Vest
es selber, und ihr gebt mir zu, daß die
englische Gesellschaft, die in diesem Stück
gegekelt wird, ihn gründlich unterschätzt
und mißverstehet. — Armer Lord Goring
— und böse englische Gesellschaft. —
Ich glaube, er würde aber selber lachen,
wenn er hörte, daß ich ihn gegen die
englische Gesellschaft verteidigen will. —
Sie sind ja alle kurzsichtig, und er allein
hat den weiten, freien Blick; wozu also
den Kampf?

Oskar Wilde hat den ganzen feinen
Reichtum seines Geistes verwendet, um
die ironisierende Überlegenheit dieses
„Königs über das Leben“ darzustellen, —
so klar, daß er seiner lächerlich klein-
lichen Umgebung gegenüber beinahe
idealisiert erscheint. Er blickt von der
Höhe seines Geistes als Weltmensch
auf die englische Gesellschaft herab —
ein König.

Wißt ihr aber auch, daß dieser „König
des Lebens“ nicht stehn geblieben ist;
daß das Feuer in ihm erwachte und er
eines Tages da stand als der offene
Gegner dieser verlogenen englischen Gesell-
schaft, die er bisher nur überlegen ver-
spottet hatte? Und daß sie ihn mit
Schmutzprozessen verfolgte, und daß er
schließlich an den körperlichen und see-
lischen Qualen des Zuchthauses zugrunde
ging?

Denn Lord Goring ist Oskar Wilde
selber.

Dieser zukünftige Märtyrer steckt in
Lord Goring, dem freien, ironischen
König über das Leben.

Habt ihr ihn herausgeföhlt? Habt
ihr das Feuer geföhlt, das in seinen
spöttischen und mitleidvollen und para-
doxen Worten klingt?

Ironie kann nie in Seichtheit, über-
legener Wiß nie in Blasiertheit wurzeln.
— Wenn ihr die Maske der Dummheit
und der Blasiertheit seht und nicht den
Ernst, der dahinter steckt, so waren eure
Seelen betrogen, um soviel betrogen, als
Unterschied zwischen einem hohlen Possen-
scherz und einer kampfesfreudigen Regung
der Seele ist.

Eine Verteidigung? — Gegen welches
Unrecht? — Und wen denn überhaupt?

Das einzige unverzeihliche Unrecht,
das man einem geistreichen Menschen
zufügen kann, heißt: Mißverstehen. —
Damit könnt ihr einen König des Geistes
zum albernem Schwäzger stempeln.

Aber um nun auf Lord Goring zurück-
zukommen. Wenn sie noch so gut ge-
macht ist, seine Maske des extravaganten

Hofansicht.



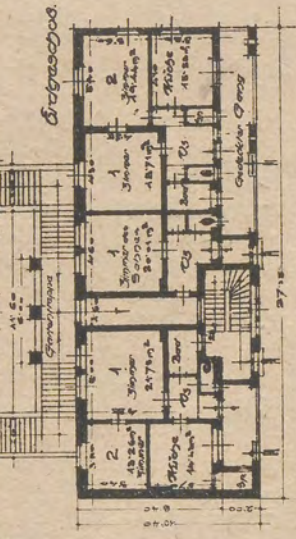
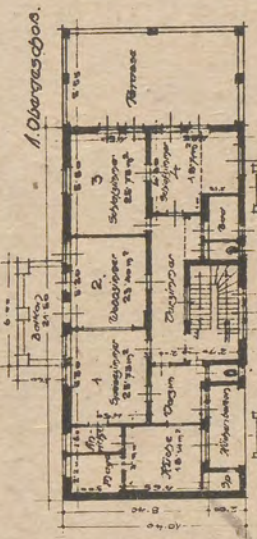
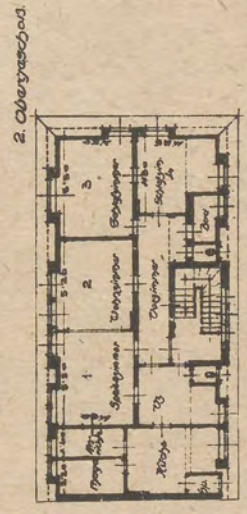
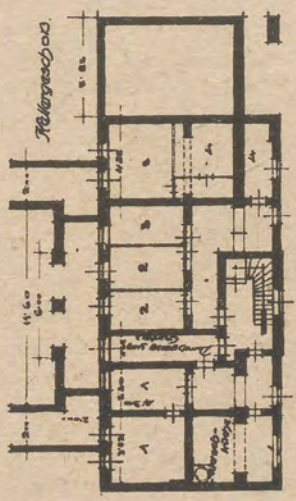
Gartenansicht.



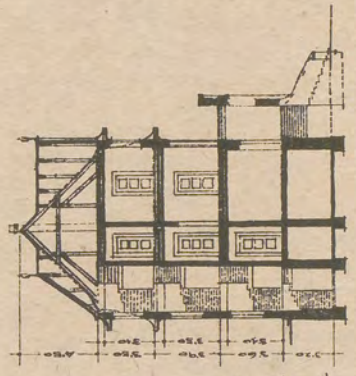
Wilh. Schmidts, Projekt zu einem Drei-Vierfamilienhaus.

*Entwurf zu einem Wohnhaus
für drei oder vier Familien.*

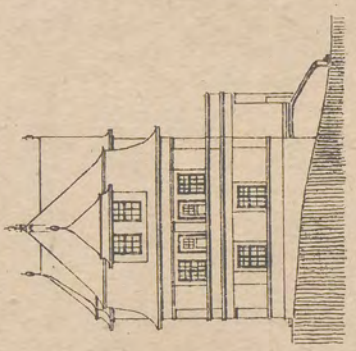
Maßstab 1:200



Querschnitt

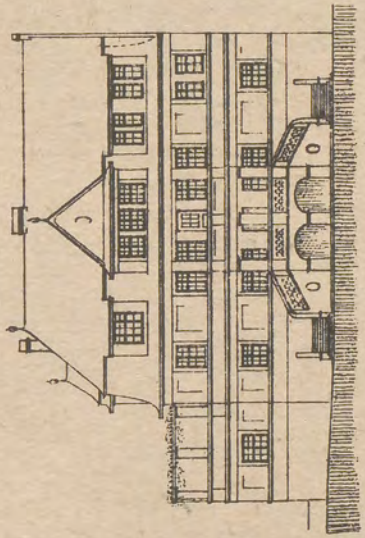


Saltansicht

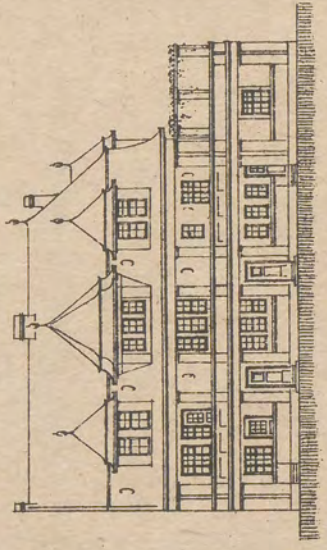


Bauweise Fläche:
 Bauplatz 27,50 x 10,40 = 223,60 m²
 Terrasse 5,85 x 12,40 = 60,44 m²
 Freifläche 15,60 x 2,80 = 42,40 m²

Ansicht von Norden



Ansicht von der Straße



Wilh. Schmidts, Projekt zu einem Drei-Vierfamilienhaus.

Vaffen, für den ihn die Londoner Gesellschaft hält, — ich möchte doch nicht diese Maske lächerlich finden. — Ich weiß nicht, — ich möchte lieber hinter ihr stehn und mit dem Spötter Viscount Goring über die Anderen lachen. — Denn man ist ja nicht sicher, — am Ende lacht er sonst über einen selber.

Also habe ich vielleicht mich selbst verteidigt? Möglich.

Lächle nicht so spöttisch hinter deiner Maske, König über das Leben!

„Auerhahnbalz“

Welch tiefer geheimnisvoller Zauber liegt in diesem Wort, wie schlägt das Herz des echten Jägers höher, in Erwartung der kommenden genutzreichen Stunden. Jedoch nur der genießt die vollen Weidmannsfreuden, der neben dem Jäger auch ein Naturfreund ist, der nicht nur des Schießens wegen jagt, sondern die Natur und das Wild in seinen Lebensgewohnheiten beobachtet. Bietet sich doch gerade bei der Pürsch und am Anstand hiezu reiche Gelegenheit.

An einem schönen Aprilmittage wanderte ich vergnügt und hoffnungsvoll von der Dirste ins schöne Tömöschtal hinein, um auf dem Hohenstein mein Glück mit dem Auerhahn zu versuchen. Majestätisch ragt der Butschetsch hervor, das Tömöschtal scheinbar abschließend. Tiefer Schnee liegt noch auf ihm, der mit seinen Schluchten und Felsen einem riesigen Eispalaste gleicht. Herrlich ist's im Wald. Überall Blüten und Grünen, als wollte die Natur ein Festkleid anlegen. Ostern ist ja nahe. Bald fing der Weg zu steigen an, warme Strahlen sandte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Durch baumfreie Stellen schweifte der Blick weit hinaus über einen großen Teil der Burzenländer Ebene, um andererseits an den malerisch-zerklüfteten Hängen des Hohensteines und des Schulers hängen zu bleiben. Schön ist diese Gegend und doppelt schön erscheint sie dem, der sie längere Zeit entbehren mußte. Nach 1 $\frac{1}{2}$ stündigem Marsch wurde an der sogenannten Bärenschluchtaussicht eine kleine Rast gemacht. Wie auf einer hohen Kanzel stehend, liegt gleich einem riesigen Kessel die ganze Bärenschlucht vor mir. Turmhohe Felsen, steil ansteigende Risse und Schluchten, bewachsen mit fast undurchdringlichem Urwald. Hier ist noch der Bär und Eber heimisch — denn schwer ist's ihnen in dieser Wildnis nachzustellen. Rechts über mir das ganze Massiv des Hohensteines dessen Alpenrosenmatten noch Schnee bedeckt. Nach einer weiteren halben Stunde Weges ist die erste größere Wiese erreicht. Hier steht ein großer Schuppen für das Hornvieh, sowie ein vom Milchkär

errichtetes kleines Blockhaus. In diesem gedenke ich mich heimisch niederzulassen. Nachdem ich für Holz zum Feuermachen, Trinkwasser und einiges Tannenreisig als Daunenlager gesorgt hatte, wanderte ich zum Balzplatz, um den Hahn am „Abendeinfall“ zu „verhören“.

Langsam nähert sich die Sonne dem Horizonte, glühend rot wird ihre noch vor kurzem goldleuchtende Scheibe, in purpurne Tinten scheinen die Wolken getaucht. Die Drosseln stimmen ihren Abendgesang an.

Wohltuende Ruhe liegt über der Natur, geheimnisvoll rauschen die Tannen. In dieser kostbaren Einsamkeit kann man alles Hasten und alle Mühen des Alltags vergessen. Ein feierliches Gefühl durchzieht die Brust in dieser erhabenen Stille.

Die Dämmerung nimmt langsam zu; allmählig verstummen die Singvögel.

Da! welch ein Laut? ein leises Pfst, Pfst, Quorr, Quorr und über mir strich die erste Schnepse, bald darauf noch andere.

So schön wie hier, strichen die Schnepfen selten im Tale als ihnen noch mein Abendanstand galt, doch heute Hahn in Ruh', — nicht ihnen galt mein Gang. Ich warte auf einen der letzten Recken aus grauer Vorzeit, auf den Urhahn!

Es wurde schon ziemlich dunkel. Noch immer nichts? da, endlich erscheint auch er, gespensterhaft ohne Laut ist er in elegantem Gleitflug kaum zwanzig Schritte vor mir in den Boden „eingefallen“. Zu sicherem Schusse ist es bereits zu dunkel, auch ist es weidgerechter den Hahn während des Balzens zu schießen. Nach kurzer Zeit „bäumte“ der Hahn in der Nähe auf; leise verließ ich den Platz und strebte befriedigt meinem etwas entfernt liegenden Nachtquartiere zu.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens rasselte der Taschenwecker. Schnell etwas gefrühstückt, ein paar Schluck heißen Tee aus der Termos und vorwärts ging's bei herrlichem Vollmondschein; an den Resten der Schutzhütte vorbei, dann steil ansteigend über Schneefelder, an der Spitze vorüber, um langsam und vorsichtig dem Balzplatz näher zu kommen. Noch war's im Osten dunkel, doch der Hahn ist schon munter, leise hörte ich sein „Takatak“.

Voll freudiger Erwartung schlug die Brust; wirds wohl gelingen? Nur Geduld! zum Schießen war's noch zu dunkel. Nach 4 Uhr wurde es endlich heller. Im Osten verblich langsam der Mond. Die Vögel begrüßten den neuen Tag mit ihrem leisen Morgenlied. Nun versuchte ich dem Hahn näher zu kommen. Mit lautem Gesatter fiel eine Auerhenne in meiner nächsten Nähe ein und unweit hörte ich eine zweite ihren Lockruf „Quot, Quot, Quot“ von sich geben. Das „Takatak“ des Hahnes, während welchem er aufmerksam nach Hennen äugt, abwartend

und während des Schleifens 2—3 Schritte gegen ihn machend. Wieder wartete ich und schlich Stück für Stück an, bis ich in seiner Nähe war. — Da, ein unvorsichtiger Tritt auf dem gefrorenen Schnee — der Hahn verstummt — ein paar Flügelschläge — er war „abgestrichen“. Ich wartete. Unendlich langsam verstreichen die Minuten. Nach 15—20 Minuten hörte ich wieder aus größerer Entfernung sein leises „Takatak“. Nochmals suchte ich ihn anzuspringen. Endlich kann ich ihn sehen wie er in tollem Liebesrausch sein Gefieder bläht, halbgeöffnet die Schwingen hängen läßt, am Ast sich hin- und herdreht und sein Liebeslied ertönen läßt. Plötzlich schreckte in lauter Knall den hehren Frieden der Natur auf, ein dumpfer Fall — und verendet liegt der Minnesänger unter der Tanne.

Einen frischen Bruch auf den Jagdhut gesteckt, den Hahn sorgsam in Tannenäste verpackt und befriedigt wandre ich talwärts, nicht ohne zuvor von der Spitze des Hohensteines den herrlichen Rundblick auf das Burzenland, den Predeal, das Schulergebirge, den herrlich in der Morgenfonne glänzenden Butschetsch, den Csukás, das Hátomhéker Gebirge längere Zeit genossen zu haben.

O, ihr herrlichen, erregenden, und doch so stillen und stimmungsvollen Stunden! Wie schöne Erinnerungen seid ihr einem naturliebenden weidgerechten Jäger!

S. L.

Ein Verteidiger des Bauer-Operettenunternehmens

Eine Antwort von Emil R.

In der Hermannstädter „Deutschen Tagespost“ vom 11. Juni d. J. erschien ein „Helmut Seraphin“ gezeichnetes, 10 (sage zehn!) Feuilletonspalten langes Pamphlet — man könnte es „pro Bauer“ nennen — als Replik auf meinen Artikel über die Bauer-„Kunstperiode“ in Kronstadt. Ich bitte zu allernächst zur Kenntnis zu nehmen, daß ich es für unter der Würde eines jeden aufrichtig-ernsten Menschen finde, auf so ein Produkt einer ganz durchsichtigen Geschäftsführung zu antworten. Warum ich's dennoch mache!? Weil der „Artikel“ in einer Zeitung erschien, die mit Recht allgemeine Hochschätzung verdient — und hauptsächlich die Schriftleitung dieser Zeitung sich nicht mit den „Ansichten des Verfassers identifiziert, sondern ihn vielmehr in der Fußnote diskreditiert, da sie schreibt: „indem wir uns eine Stellungnahme unsererseits ausdrücklich vorbehalten.“ Und dies anschließend, betreffs des Verfassers selbst: Trotz seiner frivolen Ansichten; trotz der Tatsache, daß

er mich persönlich angreift (und in einer Weise, die über seine geistige Beschaffenheit keine Zweifel aufkommen läßt), trotz alledem behandle ich ihn als „Herrn Seraphin“ — und aus diesem Grunde weise ich Lausbubenimitäten und Lausbubengrohheiten, wie: „aber Emil“, „so siehste aus“, „ausgehungertes Individuum“ zc. entschieden zurück.

Also, Herr Seraphin, es ist da beim Artikelschreiben eine große Differenz, ob man von Volksinteressen ausgeht, ob man immer und nur das Interesse der großen Masse vor Augen hat, oder aber das Privatinteresse eines gewöhnlichen Dugendunternehmens. Dies wird ein jeder einsehen, der meinen Artikel und ihre Replik liest! Keiner wird meinem Artikel, — wenn auch noch so viel Fehler drinnen sind — das Gemeinnützliche absprechen; und Keiner wird in Ihrer Replik mehr sehen, als einen banalen Rehabilitierungsversuch der Bayerischen Operettenschmiere. Dabei will ich aber „zu Ihrer Ehre annehmen“, (ich gebrauche Ihre eigensten Worte, Herr Seraphin!) daß sie nicht als Sachse für eine so schmutzige, antipatriotische Sache eingetreten sind, — sondern als — Geschäftsmann. So viel Ehre will ich bei Ihnen „annehmen“!

Nun nehme ich der Reihe nach Ihre Replikpunkte. —

Schon Ihr erster Punkt, die „Einteilung“ der Künste beweist, auf welchem Standpunkt sie stehen. Sie nennen Operette in einer Linie mit Trauerspiel und Oper. Für Sie ist die Operette gerade so dramatische Kunst, wie jedes Schauspiel. Eine Muse! Schöne Muse! Die Grenzlinie zwischen Kunst und Mache (gewöhnlich Mache skrupelloser Juden, hier!), zwischen einer literarischen resp. musikalischen Schöpfung und einem pornographischen Geschäftserzeugnis sind Sie also noch nicht im Stande zu ziehen!? Die Grenzlinie zwischen echtem Empfinden und schmutzigem trivialen Ergehen an erotischen Vorgängen auch noch nicht!? Mein lebhaftes Beileid Herr Seraphin!

Jetzt, in der schweren Zeit, Ernst zu verlangen ist kein „Pharisäertum“, wie Sie meinen, keine „Gemütsathletik“, sondern nur ein „Den-Verhältnissen-gewachsen-sein-wollen“, ein ernstes Entgegentreten dem Ernste und nicht ein feiges Ausweichen. Da ist das Naturgesetz für den ernstesten, lebensberechtigten Mann und nicht in der „Entladung“. Das ist was ganz anderes; hier gingen sie, Herr Seraphin, doch zu weit, denn, die Operette gar zum Naturgesetz zu erheben — das hat Herr Bauer von Ihnen ganz bestimmt nicht verlangt!

„Der tiefer blickende Kritiker verdammt daher nicht die Operette als solche, sondern nur die schlechte Operette“

schreiben sie weiter. Doch eine Unmaßung, vom tiefer blickenden Kritiker so was zu verlangen! Ich schrieb, Herr Seraphin, nicht als Kritiker gegen die Operette (denn kein Kritiker der Anspruch auf Ernst erhebt, befaßt sich mit so was!) sondern als Mann aus dem Volk, für das Volk, gegen ein ordinäres, das Volk ausbeutende Unternehmen. Operetten in „gute“ und „schlechte“ teilen, das überlasse ich Ihrem Scharfsinn; ich kenne nur die Operette! Eine Art Text, eine Art Musik! Die respektvolle Weise in der sie von der Operettenmusik schreiben, enthebt mich der Pflicht, Ihnen gegenüber meinen Standpunkt näher zu verteidigen; denn diese Weise kennzeichnet nicht nur eine absolute Unfähigkeit wahre Musik zu erfassen und einzuschätzen, sondern vielmehr eine absolute Unkenntnis derselben. Für Herren, die in Kabarett- und Zigeunerarien den höchsten musikalischen Genuß erblicken, habe ich keine Zeit.

Das mit dem Absatz „Ich bitte Herrn Dir. Bauer uns im Wege der Presse über die Gründe der Unzulänglichkeit zc. aufzuklären“ und „Ich spreche diese Bitte nicht nur im Interesse der Allgemeinheit, sondern auch in dem Direktor Bauers aus“ — das, Herr Seraphin, haben Sie sehr ungeschickt und taktlos eingefädelt, weil man sofort ihren Auftraggeber durchblickt. Was Herr Bauer meint, interessiert mich nicht; ich habe gesehen was er uns geboten hat — das genügt. Ich kenne nur das Interesse der Allgemeinheit und garnicht das Interesse Bauers; nicht wahr, da spießen wir uns gehörig, Herr Seraphin!?

Das Repertoire des Theaters führte ich nicht „böswillig bruchstückweise“ an, sondern komplet. Da ich gegen 19 Operetten ankämpfte, fielen die wenigen ernstesten und halbernstesten Stücke gar nicht ins Gewicht. Ich zählte sie nur auf, ohne zu zitieren. Wildgans' Gedichtzyklus kenne ich — und sind mir beim Lesen die Augen nicht „übergegangen“, wie sie Herr Seraphin in einer sinnlosen, kokongroben Art meinen, da ich es mit Kunst zu tun hätte. — Daß „wir Männer wie Sudelmann brauchen“ verstehe ich wohl aus dem Munde des Geschäftsmannes. Geschäft ist Geschäft! Das Urteil über den Dichter Sudermann ist schon seit zu lange in Großstadtkreisen gefallen, als daß ich noch eine neue Beweisführung nötig hätte. Die Männer, die wir wirklich brauchen, die scheinen Sie gar nicht zu kennen, obwohl ihre Namen ganze Spalten füllen könnten.

Einige meiner „Zitate“ sind Ihnen zu — schwach! Ist das Ihre Hauptwaffe!? Jedenfalls verschweigen Sie, daß bei der Aufführung zu den Worten sich noch die bezeichnenden Milieusercheinun-

gen gesellen — welche eben das Argste ausmachen. Sie wissen es sehr wohl, doch verschweigen Sie's aus Geschäftseifer!

Wohl schrieb das „Ziel“, wir brauchen „Lebensfreude und vor allem Jugend, Jugend“, — aber das „Ziel“ stellt sich eine andere Jugend vor, Herr Seraphin, als die in Kabarett, Bar und Freudenhaus erzogene, für die Sie das meiste Verständnis zu haben scheinen. Es ist eine Schande eine solche Jugend zu verlangen, wie auch Ihr Satz: „Es folgt das Bekannte sein, sein, schmeckt uns der Wein, — das für mich nur die Moral enthält in der Jugend im Genuß der Liebe sparsam zu sein, damit fürs Alter was bleibt!“ — im Rahmen einer jeden ernstesten Kritik eine Kapital-schande ist.

Weiter dekretieren Sie: „Kein Hahn würde nach dem Dichter Richard Wagner mehr krähen“ — Haha! Herr Seraphin, Sudermann vor Wagner! Nicht wahr?

Wenn sie wußten, wie viel Schätze in den literarischen Werken Wagners liegen! Aber davon ist nicht die Rede!

Sie schreiben „wird R. vielleicht auch von Boccaccio und Balzac angeekelt, weil ihre unsterblichen Werke vor geschlechtlicher Sinnlichkeit glühen?“ Boccaccio imponiert mir wahrlich nur in sofern, als manche großen Dichter eine Perle aus seinen Schmutzereien herausholten. Der Zusammenhang in dem Sie von Balzac schreiben — soweit das Unverständnis für die sozialen, psychologischen und philosophischen Thema, die sein Werk ausmachen, — verdient, ebenso wie das über die Wagner-Werke, die Stockstrafe, mit der Sie dem Libretisten drohen. Ich übergehe die naseweise Aufstichung von „Stilblüten“ — und komme auf den „Seitenhieb“. Von „besitzlosem Neid“ solcher Natur, könnte nur bei Ihnen die Rede sein, da Sie dazu, allem Anscheine nach die nötige Veranlagung besitzen. Der Hieb (nun weiß ich, daß er gut saß) war im Zusammenhang mit dem Urteile der Presse über den Betreffenden gebracht; das Objekt dieses Seitenhiebes stand im Kontrast zu den Zeitungshuldigungen; zugleich aber im Einklang mit den aufgeführten Bauerstücken.

Ich übergehe auch die savante Erklärung zum Dreimädelhaus (eine schon längst abgetane Sache), und die Hochfachmännische Beurteilung der Czardásfürstin, mit dem lächerlich ernst Klingenden: „leider war die Aufführung Kapellmeister Landesmanns zc.“ — und komme auf den Hauptpunkt. —

Sie schreiben: „aber das Lachen als wiederwärtiges, schädigendes, verworfliches Element zu bezeichnen, das

hat wohl vor Emil R. noch keiner zustande gebracht!" Es giebt Lachen und Lachen, Herr Seraphin! Es giebt das „minderwärtige“, „schädigende“, „verwerfliche“ Lachen und gegen dies kämpfe ich: das Lachen über fremde Defekte, das Lachen über triviale oder sinnliche Vorstellungen, das Lachen über Blödsinn oder Stumpfsinn: das Operettenlachen, kurz gesagt! Das Lachen das durch Brüllen, durch Stampfen äußerlich charakterlos ist; innerlich durch Schmutz! Ich bringe es zustande, dieses Lachen zu verwerfen, Herr Seraphin! Und Sie würden mir auch beistimmen, wenn Sie etwas vom inneren seelischen Lachen wüßten; vom sonnigen, goldnen Humor, der im Herzen und im Auge sitzt, vom veredelnden Humor, der Reinheit und Güte zeitigt. Und eben weil Sie dieses weder verstehen können noch wollen, ist's mir gleich ob Sie, nach soviel Ungezogenheiten, „meine gute Absicht achten und erkennen;“ ob Sie wissen, „was ich wollte und nicht konnte.“ Ich war ja von Bauerseits auf dies Räusperrn gefaßt, und war diesmal auch gleich mit der Antwort da; auf ein zweites Bauerräusperrn antwortete ich nicht mehr, weil mir die Zeit zum Herumstreiten mit seinen unreifen, noch in der intellektuellen Pubertät begriffenen Anwälten wirklich fehlt.

Nicht aus Eitelkeit, sondern aus Zufriedenheit über die durch Berufenerer (vom Volke) mir gewordene Anerkennung, füge ich folgende Zeilen aus der mir selbst ganz fremden Bistriker „Volkswacht“ vom 31. Mai bei:

„Der kritische Nachruf zum „deutschen Theater“ in Kronstadt, verdient in dieser Zeit eine Extraausgabe und Massenverbreitung in allen Städten Siebenbürgens, bevor der Bauer kommt! Das Theater in Kronstadt spielt lauter Leichtsinns, Frivolität und Lüsterheit —, während auf der Bühne des Lebens das alte Deutschland stirbt.“

Somit wäre ja mein Zweck erreicht, wenn auch in noch so bescheidenem Maße: Ich schrieb ja fürs Volk und nicht für Bauer und Bauers Freikartenbesitzer!

Das erste Ostlandheft

Der erste und hauptsächlich der äußere Eindruck des Heftes ist geschmackvoll und sympatisch. Freilich, wie man dann blättert und liest wird die Freude lang-

sam gedämpft. Besonders enttäuschen die Bilderbeilagen. Man greift sich verwundert an den Kopf. Wissen die Herausgeber nicht, daß wir eine ganze Reihe Berufsmaler haben, Maler, die im Ausland sich durchgesetzt haben und ernste, hochstrebende Künstler sind? Müßten sie gerade das erste Heft mit den konventionellen Zeichnungen eines nicht sonderlich begabten Zeichenlehrers füllen?

„Viktoria“ Novelle von Karl Bernhard eröffnet das Heft. Ebenso konventionell, wie die Zeichnungen, wenn auch solid und lieblich durchgearbeitet. Besser sind die Gedichte, von H. Klöß. Die „Revolutionslieder“ wirken jedoch in ihrer Zartheit gar nicht revolutionär.

Gedankenreiche Arbeiten sind die von D. Fr. Deutsch und Luß Korodi. Gereifte Männer sprechen da zu ihrem Volk. Einfach und ernst. Auch in den übrigen Abhandlungen finden wir manche Anregung und tüchtige Arbeit. Eines muß ich erwähnen: Der Kronstädter Berichterstatter Coronensis bemerkt, daß in der Schubertsymphonie „kein Andante con moto, sondern ein Adagio war.“ Das ist ein aufgelegter Unsinn. Wir würden gerne wissen, wer Coronensis ist. Nach diesem mehr ungeschickten, als böswilligen Urteil hat er sich ein schwaches Zeugnis gestellt.

E. S.

Wetterbericht

Das Wetter schlug wieder ins Gegenteil um. Man blickte besorgt nach Budapest hin, ob nicht ein günstiges Windlein käme und siehe von Bukarest hebt ein Wind an und bringt uns besseres Wetter. Die Temperatur steigt ständig und schon haben wir Citronen und Pommeranzen. Wenn eine auch 24 K kostet, finden sich doch Kriegsgewinner, die sie kaufen.

Die niedrigen Morgentemperaturen, die gewaltigen Tauabscheidungen kennzeichnen die fortgeschrittene Jahreszeit, nur der Schweiß unserer Politiker scheint sich nicht abzuschneiden. Bis zu der Hundstagshitze werden wir wohl auf diesen edlen Schweiß warten müssen. — Eine starke Abkühlung hat sich eingestellt. Ob die wohl lange anhält? Unsere Jugend benützte die kühlen Tage, um sich nach so langer Zeit wieder einmal mit Marx zu versuchen. Unter tief hängenden Wolken ging es in den März hinüber. Drohend sieht der Himmel aus und Preise für Fleisch steigen rapid. April bringt Hagel und der schöne Edi

findet am Schuler neue Gelegenheit zum Skifahren.

Das Wetter neigt zur Änderung. Aprilwetter lockt den Lehrerkörper aus seiner Reserve heraus. Am 16. fährt ein Nordoststurm über uns und bringt die Nachbarschaftswahlen. Der erste April findet Kreisauschuß, Nachbarschaften und Heimkehrer in rührender Eintracht.

Am 7. April ist der Luftdruck so groß, daß selbst der Operettenrecensent der „Kr. Z.“ wankelmütig wird und sich zu der Verwegenheit hinreißen läßt zu schreiben: „Der Walzertraum fing sehr wackelig an und erweckte in mir bange Gefühle.“ „Da sich aber die Sängergewogen bald glätteten“ müssen wir annehmen, daß auch der Luftdruck abnahm, denn „der rauschende Beifall“ setzte bald wieder ein und hielt an, bis der letzte der verführerischen Schmierenjünglinge abgedampft war.

Das Regenwetter hält an. Das Wort „Kronstadt voran“ wird zur Wirklichkeit: zwei Geburtshelferinnen ließen sich in Kronstadt nieder. Die Stadt wurde beslaggt.

Das Regenwetter hält immer noch an. Das „Privatkonzert“ ist ein Lichtblick in dieser trüben Zeit und vielen gehen dabei die Augen über. Der Regen rinnt weiter, Zucker wird teurer und seltener. Die Aussichten des Anwärters auf die Musikdirektorstelle heben sich. Regen, Regen . . . es wird trotzdem lustig weitergemauert.

Einen lauen Ostwind benützend fahren die Erwählten unserer sächsischen Kaufmannschaften um Waaren; fröhlichen Sinnes stappeln die Spekulanten dieselben auf und steuern damit mit nordwestlicher Briefer gen Szatmár und Maria Radna.

Endlich lichtet sich der Himmel. „Ostland“ erscheint und die Tagung der Ostdeutschen wird Wirklichkeit. Herrliche Reden fließen, wie Milch und Honig und blauer Himmel lacht über „den“ glorreich Versammelten, oder lacht er über „die“ glorreich Versammelten?

Das Wetter bleibt ganz unberechenbar. Wir wollen keine „Monatsmittel“, „Durchschnittswert“, statistische Tabellen u. s. w. bringen, was ja unserer lieben Schwesterzeitung vornehmstes Ziel ist, wollen aber feststellen, daß wir in Zeiten leben, wo alles anders kommt, als man voraussehen kann.

Was nützen uns die statistischen Tabellen? Wir merken auch so, daß es täglich regnet und daß es in allem täglich miser wird.

Ua.

Am 10. d. M. Eröffnung der Ausstellung

MATTIS TEUTSCH.

Kronstadt, 20. Juni 1919.

Geehrte Schriftleitung!

Ein wohlmeinender Leser macht Sie aufmerksam, daß Sie in dem berechtigten Kampf um die Musikdirektorstelle sehr irrig handeln, wenn Sie stets oder hauptsächlich Herrn Hajek angreifen.

Sowohl meine Wenigkeit, als meine Freunde sind der Ansicht, daß Herr Hajek unschuldig ist wenn er vorgedrängt wird.

Die allein Verantwortlichen für die peinliche Lage, in welche Herr Hajek hineingeraten ist, sind seine Schieber. Es wäre demnach nur recht und billig, wenn Sie Ihre rücksichtslosen Waffen ausschließlich gegen diese richten würden, weil nur sie die Verantwortung tragen für den schlechten Dienst, den sie ihrem Freunde leisten.

Herr Hajek wurde ausschließlich durch seine Dränger gezwungen aus seinem Amte, welchem er entspricht, in ein anderes, dem er seinem Studium nach nicht genügen kann, umzusatteln.

Ich bin überzeugt, daß Herr Hajek selbst sich auch nicht berufen fühlt der Nachfolger Vassels zu werden; diese Ansicht entspringt seiner seinerzeitigen Erklärung, daß er auf den Posten nicht Anspruch erhebt.

Ergründen Sie diese Dränger und kirchlichen Wohlwoller, welche an dem Umschwung im Entschlusse Hajeks belästet sind und schütten Sie Ihren ganzen Spott über jene. Im Interesse Ihrer Zeitschrift aber, lassen Sie die Person Hajeks ganz aus dem Spiel und Sie können versichert sein, daß bei dieser Stellungnahme die ganze Bevölkerung, die ihre fortschrittlichen Absichten anerkennt, Ihren weitem Kampf gerne unterstützen wird.

Ein Gemeindeglied.

□

Konzertbericht zum Privatkonzerte Dr. Egon Hajek.

Von einem „Dabeigewesenen.“

Verfasser dieses Berichtes ist irrtümlicher Weise bei der Abhaltung dieses Konzertes dabei gewesen, und obwohl er sich annahm, nicht zur „neiderfüllten Honigbergergilde“ zu zählen, will er bestrebt sein, möglichst sachlich über dieses hochwichtige Kronstädter Ereignis auch der Redaktion des (so viel angefochtenen) „Zieles“ zu berichten. — Dies wäre vor allem der Gesamteindruck den mir dies Konzert hinterließ: Herr Dr. Hajek bewies unzweifelhaft gewisse musikalische Veranlagungen, doch fiel es auch hier auf, daß vom Musiker zum Komponisten ein Schritt ist, zu dem nicht ein jeder die

Fähigkeit hat. Interpretieren und Selbstschaffen — himmelhoher Unterschied!

Dem kompositorischen Range nach, will ich zuerst, das G-moll Streichquartett kurz betrachten. Der 1. Satz ist architektonisch und thematisch wohl gelungen. Zwei schöne Themen prägten sich meinem Gedächtnisse ein. Wohl gelungen? Jawohl, wohl gelungen, denn der ganze Satz ist mehr Grieg-Dvorzak, als Hajek! Das Adagio ist immer der schwerste Satz, daher der Komponist seine Fähigkeiten in größtem Maße einzusetzen hat. Dr. Hajeks „adagio“ ist, sachlich beurteilt, konfus Zeug. Die das Rückgrad eines jeden Adagio ausmachende Kantilene, fehlt. Das ganze Adagio besteht aus jener faden Aneinanderreihung von Akkorden, die ein jeder mittelmäßige Klavierspieler ohne Schwierigkeit zusammengreift. Im Scherzo fehlt jenes lebenssprühende Thema! Weshalb Dr. H. diesen „Satz“, „Scherzo“ nennt; weiß ich nicht. Das Tempo allein macht kein Scherzo aus!

Allegro energico! Das „Energico“ kann man nur den Violonisten verdanken, da der Satz selbst jeder Energie entbehrt. Die unprägnanten, unmarkanten Themen, waren nichts wert, weil — nicht entlehnt. Im großen Ganzen kann man das Streichquartett als gänzlich mißlungen betrachten, — schon vom rein musikalischen Standpunkt! Von einem programmatischen Aufbau ist nicht die Rede. Dies wäre meine Beurteilung. Und so glaube ich, wird jeder Musiker urteilen. Dr. Hajek möge aber einen reichen Trost in der Tatsache finden, daß Beethovens letzte Quartette anfangs auch — mißverstanden waren!

Die sechs Lieder scheinen mir in der Komposition recht gewunden zu sein. Die Thematik ist die des modernen Durchschnittsliedes. An vielen Stellen ist das Zusammenwirken von Stimme und Begleitung unklar und konfus.

Der Singpart ist oft gänzlich unsäglich und sehr oft auch mit der Begleitung diskordierend. Kurz gefaßt, viel gewolltes. Schließlich, viele Wollen! Vor der Öffentlichkeit aber handelt es sich ums Können! Hervorheben muß ich noch die aufdringliche, holperige Klavierbegleitung Dr. Hs. — Der hundertste Psalm kommt als musikalische Leistung

nicht in Betracht. Solche unoriginelle Murkereien schreibt ein jeder Dorfmagister zum Sonntagsgebrauch. Der Choral ist an und für sich schon ein so mächtig ausgebautes Musikgebiet, daß nur außergewöhnliche Leistungen zur Geltung kommen, gewöhnliche Leistungen jedoch keinen Reiz mehr bieten.

Dies mein sachliches Urteil über Dr. Hajeks Kompositionen.

Was nun die Besetzung des Musikdirektorpostens anbelangt, bin ich unkompetent. Meiner Ansicht nach aber, kann sich der Konzertveranstalter höchstens als Dr. Hajek, aber nicht als Musiker Hajek um ihn bewerben. Ob, auf die Stelle des Musikdirektorats ein Musiker oder ein Dr. gehört, dazu bin ich auch nicht kompetent.

□

Anmerkung der Schriftleitung

Die Antwort des Präsidenten des Handels-Gremiums auf unseren Artikel des 5. Hefes wurde uns für die 7. Nummer versprochen.

Eine eingehende Besprechung der Ausstellung Ernst Honigberger bringen wir im nächsten Heft.

Trotz allen Bemühungen ist es uns nicht gelungen für unsere Zeitschrift ein besseres Papier zu beschaffen. Wir bitten unsere Leser Nachsicht zu üben, denn der Papiernot gegenüber sind wir vorläufig machtlos. Wir hoffen in kurzer Zeit diesem Mißstand abhelfen zu können.

Das Ziel.

Druckfehlerberichtigung. Auf Seite 90 lautet die erste Zeile des Gedichtes „Reiters Rosen“ richtig:
„Ich hab' sie im Wunde verloren“
statt „im Süden“.

Besuchet die
Kunstaussstellungen der
»Zielgesellschaft«

KONDITOREI FRIEDR. FLAGNER Nachf.
Inh. Heinrich Hermann
KRONSTADT, Klostersgasse 12.
1-12
Chokolade  **Cacao**  **Zuckerl.**

Vorgemerkt für

Aladár Csillag
Lebzelter
Kronstadt
Langgasse 38.

4-6

Buchhandlung
Eduard Kerschner
Kronstadt
Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

6-6

Gustav Eitel
Seifenfabrik
Kronstadt.

6-6

Med. univ.

Dr. RitterFacharzt für Haut u. Geschlechts-
krankheiten.Ordiniert von 10-12 vormittags
und 2-4 nachmittags
an Sonn- u. Feiertagen von 10-11
vormittags

Hirschergasse 25. I.

5-6

Vorgemerkt für

Kronstädter
Allgemeine Sparkasse
Kronstadt.

5-6

Leichenbestattungsanstalt

Karl G. Dressnandt

Kronstadt, Purzengasse Nr. 56.

Empfiehl sich zur koulanten
und entgegenkommenden Durch-
führung von Beerdigungen, Über-
führungen und Exhumierungen.

Telefon Nr. 340.

6-6

Vorgemerkt für

Strumpfkönig.

6-6

Eisengrosshandlung

Thomas, Scheeser & Galtz
Eisenhof
Kronstadt-Marktplatz

6-6

Vorgemerkt für

Em. Mayer & Co.

6-6

N. J. Folyovitz Nachfolger

Holtrich-Ujhelyi

Mode- und Wäsche-Warenhaus

Kronstadt.

6-6

Hotel
Aktien-Gesellschaft
Hotel Krone
Kronstadt.

6-6

JULIUS MÜLLER'S NachfolgerInhaber: **Alfred Tartler****KRONSTADT**

Hirschergasse Nr. 8 und 9

»Zum weissen Hahn.«

Engros u. Detail in Spezerei-, Kolonial-
und FarbwarenEngros in Papier-, Nürnberger-, Kurz-
und Wirkwaren.

6-6



Fr. Mieß — Lithographie

Karl Fröhlich & Cie
Eisenwarenhandlung
Kronstadt
Altstadt, Langgasse Nr. 35.

2-12

Karl Harth
Colonialwarengrosshandlung
Kronstadt.

6-6

Vorgemerkt für
Ludovica Soos
Damen-Frisier-Salon
Kronstadt
Waisenhausgasse 2
(Ecke Hirschergasse)

3-6

Hotel Kübler
Sinaia
ist wieder eröffnet.

2-6

Moderne Romane,
Klassiker, Jugend-
schriften und
Schulbücher kauft
Buchhandlung
Wilh. Hiemesch

6-6

Vorgemerkt für
Ferdinand Jekelius
Apotheke zur Hoffnung
Kronstadt
Purzgasse 21

3-6

National-Bank zu Kronstadt.
VII. Ausgabe von Aktien zum Kurse von 105
Die Anzahlung von 30% des
gezeichneten Betrages wird sofort
mit 4% verzinst.
Seit neunzehn Jahren jährlich
6% Dividende
Erhältlich in Stücken zu 200,
1000 und 5000 Kronen.

6-6

Vorgemerkt für
PAUL TITTES
Bierlager
Kronstadt
Langgasse 104.

3-6

Viktor Puri
Glas-, Porzellan-
und Lampenhandlung
Kronstadt
Hirschergasse 15.

3-6

Vorgemerkt für
Schuhwarenhaus
ALFRED IPSEN Nachfolger
Friedrich Ipsen & Co.

6-6

E. & A. Orendi
Reiseartikel u. Galanteriewaren
Kronstadt.

6-6

Buchdruckerei und Buchbinderei
Brüder Schneider & Feminger
Kronstadt, Purzgasse 57
übernimmt alle in dieses Fach
schlagende Arbeiten.

3-6

Kamner & Jekelius
Eisengroßhandlung
Kronstadt
Filiale: Schässburg.

6-6

Vorgemerkt für
J. T. Lkfkt.

6-6

Beseitigt für
die Buch-, Kunst-, Musikalien- und
Papierhandlung
H. Zeidner
in Kronstadt.
Gegründet 1867.

6-6

Vorgemerkt für
Weisses Rössel.

6-6

Zajzoner Heilwasser-
Gebirgs-Himbeersaft
zu haben in der Hauptniederlage bei
Georg Fleischer
Klostergasse 23.
Delikatessenhandlung
Sodawasser und Limonadefabrik.

6-6

Vorgemerkt für
E. T.

6-6

Ludwig Mieß
Ledergroßhandlung
Kronstadt.

6-6

Vorgemerkt für
J. Graef & Co.

6-6

Demeter Berbecar
Modewaren
Kronstadt.

6-6

Vorgemerkt für
Café Elite (Berlin)

6-12

Atelier für Photographie
Brüder Gust
Kronstadt, Kornzelle 8.

6-6

Friedrich Reiser
Drechserei und
Schirmerzeugung
Galanterie-, Reise- und
Spielwaren
Kronstadt.

6-6

**Lesen Sie!!!
Bestellen Sie!!!**



Unsere Spezialitäten :
**feinster Nürnberger,
Braunschweiger,
Karlsbader,
Marienbader,
sowie Wiener
Delikatess-Honigkuchen.**

Schutzmarke  R E und Muster
Gesetzlich geschützt

Gegründet 1888.

Gegründet 1888.

Engros-Versandt.

Erste Siebenbürger Delikatessen-Honigkuchen-Erzeugung

RUDOLF ELGES'S SÖHNE
KRONSTADT, Langgasse 40.

Krafft & Herberth
**Drogen-
Großhandlung**
Kronstadt.

6-6

Graphische Kunstanstalt
G. LEHMANN & SOHN HEINRICH
Kronstadt
Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:
Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

2-12

Fernsprecher 33. Gründung 1906.

St. L. Obert & Co.
Unternehmung für
Industriebedarf
und Werkstätte für
moderne Technik
Kronstadt-Siebenb.

6 12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Hirschergasse 8. — Leitung und Verwaltung: Hans Benning. — Eigentümer: Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag: Buchhandlung G. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 48 — Einzelnummer K 250
Anzeigen 1/12 Seite für 1/1 Jahr K 100.—. Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feringer, Steindruck:
G. Lehmann & Sohn Heinrich.